

## **Das Bild Jesu Christi**

VON THOMAS SÖDING

Nach Paulus ist Jesus das »Ebenbild Gottes« (2 Kor 4,4). An ihm kann man sehen, wer Gott ist; in der Person Jesu tritt Gott selbst in Erscheinung. Der Apostel greift auf die Genesis-Erzählung von der Erschaffung Adams zurück und wendet sie christologisch: Wie der erste Adam Gott als den Schöpfer zeigt, so der »zweite Adam« Gott als den Vollender (1 Kor 15,43ff). Die erste Schöpfung steht wegen der Sünde Adams im Zeichen des Lebens, das zum Tode führt, die zweite wegen der Gerechtigkeit Jesu im Zeichen des Todes, der das ewige Leben bringt. Jesus ist das Ebenbild Gottes als sterblicher Mensch, gar als

Gekreuzigter, und darin als der Sohn Gottes, den der Vater von den Toten aufweckt hat, damit er der »Erstgeborene von vielen Brüdern« (Röm 8,29) sei.

Der Kolosserbrief aus der Paulusschule führt diesen Gedanken fort; er nennt Jesus mit den Worten eines alten Hymnus das »Bild des unsichtbaren Gottes« (Kol 1,15). Die Unsichtbarkeit Gottes ist ein Grundsatz jüdisch-christlicher Theologie, der mit dem Bilderverbot übereinstimmt und die Transzendenz, die ungeahnte Größe und alle Vorstellungen sprengende Identität Gottes achtet. Diese Unsichtbarkeit Gottes wird von Jesus streng beachtet. Er hebt nicht etwa die Unsichtbarkeit Gottes auf: Gott zeigt sich als der Unsichtbare in Jesus, und Jesus macht Gott als den Unsichtbaren sichtbar.

Wer nach christlichem Glauben den unsichtbaren Gott schauen will, muß auf Jesus blicken. Wer Jesus anschaut, sieht das Bild Gottes. Was aber sieht, wer auf Jesus schaut? Wie sieht Jesus selbst aus? Welches Bild gibt er ab?

In keiner neutestamentlichen Schrift findet sich ein Porträt. Die Evangelisten zeigen ihn als einen Menschen aus Fleisch und Blut, als einen Juden aus Nazareth, am Ende als einen Gekreuzigten, auf dem der »Fluch« Gottes liegt (Gal 3,13), und am neuen Anfang zeigen sie ihn als einen leibhaftig Auferstandenen, der noch die Wundmale trägt. Aber die Form seines Körpers, die Züge seines Gesichtes, die Art seiner Bewegungen werden nirgends beschrieben. In antiken Biographien gehören mehr oder weniger idealisierte Personenbeschreibungen zum Repertoire. Weshalb fehlen sie in den Evangelien?

Über die Gründe braucht man nicht nur zu spekulieren. Auch von den Aposteln, von Petrus und Judas, von Jakobus, Johannes und Matthäus, gibt es keine Porträts – ebensowenig von Maria und Joseph, Elisabeth und Zacharias. Von Johannes dem Täufer wird wenigstens mitgeteilt, wie er bei seinen öffentlichen Auftritten gekleidet war; das Gewand aus Kamelhaaren und der lederne Gürtel (Mk 1,6) weisen ihn als einen neuen Elias aus, der in der Wüste zur Umkehr ruft. Von Jesus erfährt man nichts dergleichen. Wenn es bei Markus in der Verklärungsszene (nach *Fridolin Stiers* Übersetzung) heißt: »Seine Obergewänder wurden glänzend, sehr weiß, wie kein Walker auf Erden so zu weißen vermag« (9,3), ist damit angedeutet, wie normal Jesu Alltagskleidung war. Und wenn Lukas ergänzt, »während er betete, wurde das Aussehen seines Gesichtes ein anderes« (9,29), verweist das verklärte Antlitz auf das einfache Menschengesicht Jesu.

Hier liegt vielleicht der Schlüssel zur Diskretion der Evangelien. Nicht eine charakteristische Physiognomie oder Kleidung, nicht ein »besonderes Kennzeichen« oder Charaktermerkmal führen zum Geheimnis Jesu. Es sind seine

Worte und Taten, die für ihn und seine Botschaft sprechen, seine wunderbaren Therapien und Exorzismen, seine Gleichnisse und Streitgespräche, seine Gastmähler mit Zöllnern und Sündern, seine Weg-Gemeinschaft mit den Jüngern. Jesus sieht sich als Hirt, der die »verlorenen Schafe des Hauses Israel« (Mt 15,24) sucht, um sie zu finden (Mt 18,12ff par. Lk 15,14–17). Er wartet nicht, bis die Menschen kommen, um ihm ihre Reverenz zu erweisen. Er macht sich selbst auf den Weg zu den Menschen, um ihnen den Segen der Gottesherrschaft zu spenden. Um seines Evangeliums willen, das er den Menschen im Gottesvolk Israel bringen will, lebt Jesus als einer von ihnen, »in allem seinen Brüdern gleich geworden«, wie es der Hebräerbrief sagt (2,17).

Jesus ist kein Übermensch, kein Heros der Gottesherrschaft. Er ist weder der strahlende Held der Nächstenliebe, der mit unwiderstehlichem Lächeln durch die Lande zieht, noch der große Triumphator der Rechtgläubigkeit, der mit schlagenden Argumenten alle Feinde Gottes vernichtet. Er ist der Sklave, der seinen Jüngern die Füße wäscht (Joh 13,1–13), der »Menschensohn, der gekommen ist, nicht um bedient zu werden, sondern um zu dienen« (Mk 10,45), der »Sohn«, den der Vater in den Weinberg Israel schickt, auch wenn er getötet wird (Mk 12,1–12 parr.). Es gehört zur Freiheit und zur Wahrheit Jesu, Gottes Willen nicht von oben herab, nicht mit Feuer und Schwert durchzusetzen, sondern das Evangelium von unten her zu verkünden, auf den weiten Wegen der Nächsten- und der Gottesliebe – mitten hinein in die Leidensgeschichte der Menschen. Jesus setzt sich dem Desinteresse und dem Haß, der falschen Bewunderung und den unrealistischen Erwartungen der Menschen aus, weil Glaube Freiheit voraussetzt und Liebe nicht erzwungen werden kann.

Wesentlich ist, daß Jesus *Mensch* geworden ist, als *Jude* im Gottesvolk Israel. Wesentlich ist, daß er am *Kreuz* gestorben ist, die beiden Schächer zu seiner Rechten und Linken – wie viele vor und nach ihm gekreuzigt worden sind, ob als Verbrecher, ob als Märtyrer, ob als unschuldige Opfer. Wesentlich ist auch, daß Jesus zeit seines öffentlichen Wirkens das »Geheimnis der Gottesherrschaft« (Mk 4,11) gewahrt hat: »Mitten unter euch steht er, den ihr nicht kennt ...« (Joh 1,26). Dies alles zeigen die Evangelien – von verschiedenen Seiten aus und in unterschiedlichem Licht. Das »Bild«, das sie von Jesus haben, ist farbenreich und hintergründig; aber das Porträt, das sie zeichnen, ist deshalb treffend, weil Jesus gerade in seinen Worten, in seinen Taten und seinem Leiden beschrieben wird. Bei Jesus bilden Botschaft und Person, Sendung und Geschick eine Einheit. Jesus gibt seiner Botschaft ein Gesicht – seine äußere

Gestalt tut nichts zur Sache. Jesus repräsentiert keinen »Typ«; er verwirklicht kein Ideal, er ist Gottes Liebe in Person. Das bringen die Evangelien heraus.

Ihre Zurückhaltung zu respektieren ist schwer, aber notwendig. Jesus-Legenden, wie sie seit den apokryphen Evangelien des 2. Jahrhunderts geschrieben werden, wollen die Lücken füllen, die von den kanonischen Evangelien gelassen worden sind, und werden desto nichtssagender, je redseliger sie von der Geburt und der Kindheit, den geheimen Lehren und den Wundern, der Auferstehung und den Erscheinungen Jesu zu erzählen versuchen. Die Spekulationen über Jesu Aussehen schwanken. Selten hat man den leidenden Gottesknecht vor Augen, der »keine schöne und edle Gestalt hatte, so daß wir ihn anschauen mochten« (Jes 53,2), immer häufiger den jungen und schönen Bräutigam, als den der Psalter den Messias-König besingt (45,2), schließlich auch den majestätischen, gottgleichen Menschensohn, den Johannes (Offb 1,12–16) nach dem Vorbild Daniels (7,9–13) geschaut hat. Ikonographie und apokryphe Jesus-Literatur verfolgen die gleichen Ideale; sie stehen in der gleichen Gefahr falscher Eindeutigkeit und haben die gleiche Chance, ein Geheimnis des Glaubens zur Anschauung bringen: die Transparenz für das Göttliche in der menschlichen Gestalt Jesu und für die Menschlichkeit in der Glorie des Gottessohnes.

Der Neuzeit wird diese Bild-Sprache fremd. Das literarische Produkt der Aufklärung ist der historisch-kritische Jesus-Roman. Er will dem Menschen Jesus nahekommen, indem er seine Psychologie beschreibt, wie sie einem modernen Menschen plausibel erscheint: das Genie tritt hervor, das unverbrauchte Naturkind, der Nonkonformist, der einsame Kämpfer, der Idealist. Die Neuzeit formt den Mann aus Nazareth nach ihrem eigenen Bilde, bis in genaue Beschreibungen von Haar- und Augenfarbe, Gestik und Mimik hinein. Kein »Leben Jesu« hat literarische Qualität, keines theologische Substanz. Die Gestalt entschwindet desto weiter, je farbenfroher und detailreicher sie vor das Auge des Betrachters gestellt werden soll. Halten die Nazarener noch mühsam die Balance des Mysteriums, verbreiten ihre Bilder im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit nur noch gnadenlosen Kitsch.

Was bleibt, ist die Alternative der Moderne, konsequent auf Historisierung zu verzichten. Die Literatur kann sich dazu verstehen, Jesus, vielfach abgespiegelt, in der Gestalt eines heutigen Menschen auftreten zu lassen, oder besser: die Geschichte eines heutigen Menschen so zu erzählen, daß sie Jesus transparent werden läßt. Wo diese Erzählungen ohne weiteres als Jesus-Geschichten gelesen werden, entstehen tiefe Mißverständnisse. Je nach dem Zeitgeschmack

muß Jesus in der Rolle des verfolgten Juden oder des streitbaren Revolutionärs, des großartigen Therapeuten oder des weisen Lehrers auftreten. Nie kann er seine Heilsbedeutung ausspielen, an der alles hängt. Tatsächlich gehören jene Erzählungen zur Gattung der Nachfolge-Geschichten. Ihr Thema ist nicht die Christologie, sondern die *Imitatio Christi*. Darin liegt ihre Stärke: in der *applicatio*, der Anwendung, nicht der *memoria*, der Erinnerung. Sie bedürfen der Evangelien als Bezugstexte, die allein Primär-Literatur sind, aber sie legen Spuren, die Gegenwart Jesu in unserer Zeit zu entdecken.

Der bildenden Kunst öffnen sich durch die Wendung zur Abstraktion und zur Autonomie neue Freiräume. Einer Illustration der Bibel bedarf es nicht, wohl aber des Aufbaus einer Spannung nicht nur zu den erstarrten Jesus-Bildern gängiger Kirchen-«Kunst», sondern auch zur traditionellen Ikonographie. Es bedarf einer Weitung des ästhetischen Horizonts, aber auch einer neuen Arbeit an den christologischen Grund-Symbolen des Kreuzes, des Lichtes, des Brotes, auch einer neuen Achtung des Menschen Jesus und seines Judentums. Die Gefahr der »abstrakten« Kunst ist der Verlust an Konkretion, die der Glaube braucht, die Auflösung der Christologie ins allgemein Religiöse, ins universal Geistige. Diese Gefahr aber ist die Schwester der großen Möglichkeit: Jesus nicht auf ein Bild festzulegen, sondern im Bild das Bild des unsichtbaren Gottes widerzuspiegeln – bis wir »von Angesicht zu Angesicht schauen werden« (1 Kor 13,12).

DR. THOMAS SÖDING, geboren 1956, Professor für Biblische Theologie an der Universität Wuppertal; zahlreiche Buchveröffentlichungen.